

(Nachdruck verboten.)

61

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibañez

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Als Vater Barret Pimentos Hütte verlassen, hatte er zuerst in dem Beutel mit den Werkzeugen herumgeschaut und daraus eine kleine Sichel hervorgeholt, die er sich in seinen Gürtel steckte. Dann war er geradeswegs auf seine Felder zugegangen und strich nun, wie ein verjagter Hund, um das verschlossene Haus herum.

Vergeschlossen, es war für ihn auf ewig verschlossen? Und doch hatte sein Großvater diese Mauern gebaut, und er selbst hatte sie alljährlich repariert. Er sah in der Dunkelheit den weißen Mörtel hervortreten, mit dem seine Töchter noch im vorigen Monat das Haus bestrichen hatten. Der Hühnerhof, der Stall, der Schweineföben waren das Werk seines Vaters; und die hohe ammutige Strohaube mit den beiden kleinen Kreuzen an den äußersten Enden hatte er selbst an Stelle des alten Daches aufgelegt, das von allen Seiten leckte. Und er hatte auch mit eigenen Händen das Brunnengeländer, das Spalier, die Möhrichumfriedigung, über der sich die blühenden Stauden der Nelken und Taglilien erhoben, hergestellt. Und das alles sollte nun einem anderen zufallen? Warum? Weil die Menschen es so haben wollten. Wütend suchte er in seinem Gürtel nach seiner Streichholzbüchse, um das Strohdach in Brand zu stecken. Der Teufel soll die Baracke holen! Schließlich gehörte sie ihm doch, und er hatte das Recht, sein Eigentum zu zerstören, ehe es den Spitzbuben in die Hände fiel. Doch gerade in dem Augenblick, wo er sein altes Haus anzünden wollte, packte ihn ein instinktives Entsetzen, als ständen ihm die Leichen seiner Vorfahren vor Augen, und er warf die Streichhölzer zur Erde.

Doch die Zerstörungswut tobte weiter in seinem Hirn; und mit der Sichel in der Faust wanderte er über die Felder, deren Opfer er geworden war. Sie sollte es ihm ein für allemal bezahlen, die undankbare Erde, die an all seinem Unglück schuld war. Und das Gemehel dauerte stundenlang. Die langen Reihen der zarten grünen Erbsen brachen unter den Tritten der Stiefel; die Bohnen sanken nieder, von der wütenden Sichel verstümmelt, die Lattiche und Endivien fielen wie abgehackte Köpfe unter dem scharfen Stahl, und ihre Blätter breiteten sich wie lange Haare überall aus. Wenigstens sollte niemand von seiner Arbeit Nutzen haben. Bis Mitternacht zerstörte, wütete, fluchte und weiterte er; dann überkam ihn eine plötzliche Schwäche, weinend wie ein Kind stürzte er in eine Furche und sagte sich, sein Bett wäre von jetzt ab nur die Erde, und seinen Lebensunterhalt müsse er sich durch Betteln auf den Landstraßen verdienen.

Er wurde von den ersten Strahlen der Sonne geweckt, die ihm auf die Nider fielen, und von dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel, die um seinen Kopf flatternd die Reste der nächtlichen Verwüstung verspeisten. Nun erhob er sich, von Mattigkeit betäubt, von Feuchtigkeit gelähmt, vor Kälte schlotternd, und begann, ohne zu wissen, wohin er ging, die Landstraße nach Valencia entlang zu wandern.

Als er an Copas Schenke vorüberkam, schoß ihm der Gedanke, hineinzugehen, durch den Kopf. Einige Kutscher aus der Umgegend waren dort, sie begannen eine Unterhaltung mit ihm, bejammerten sein Unglück und forderten ihn auf, eine Kleinigkeit zu sich zu nehmen. Er erwiderte ihnen, er nähme ihren Vorschlag gern an. Ja, bei dieser Kälte, die ihm bis auf die Knochen drang, würde er gern etwas zu sich nehmen. Und dieser nuchterne Mann trank Zug auf Zug zwei große Gläser Branntwein, die wie Feuerfluten in seinen schwachen Magen fielen. Sein Gesicht färbte sich rot, dann bleich und nahm eine leichenhafte Blässe an; seine Augen waren blutunterlaufen. Er wurde auch gesprächig, er sagte Vertrauten zu den Männern, die ihn beklagten, er war mitteilhaftig ihnen gegenüber, nannte sie „seine Kinder“ und erklarte ihnen, er wäre wegen einer solchen Kleinigkeit nicht in Verlegenheit. Er hätte nicht alles verloren, denn es bliebe ihm ja noch sein bestes Gut, die Sichel seines Großvaters, ein

Kleinod, das er nicht gegen fünfzig Morgen Land vertauschen würde. Und er zog die scharfe, gebogene Klinge aus dem Gürtel, ein Werkzeug von feiner Arbeit, mit scharf geschliffener Spitze; wie der Alte behauptete, konnte man ein Blatt Zigarettenpapier damit in der Luft durchschneiden.

Die Kutscher bezahlten, trieben dann ihre Pferde an und zogen mit ihren Wagen, deren Räder auf dem Wege knarzten, nach der Stadt.

Vater Barret blieb noch über eine Stunde nach dem Fortgange der Kutscher in der Schenke; mit wirrem Kopf sprach er fast ganz allein, bis zu dem Augenblick, wo er durch den harten Blick des Wirtes, der seinen Zustand erriet, in Verlegenheit gebracht, von einer unbestimmten Scham erfaßt wurde und, ohne zu grüßen, ebenfalls mit unsicherem Schritte abzog.

Jetzt wurde sein Gedächtnis von einer hartnäckigen Erinnerung gequält, die er nicht los werden konnte. Er sah, selbst wenn er die Augen schloß, einen großen Garten mit Orangenbäumen, der sich in einer Entfernung von mehr als einer Meile zwischen Benimaclet und dem Meere befand. Dieser Garten gehörte Don Salvador, der sich fast alle Tage dorthin begab, um die schönen Bäume zu besichtigen, auf denen sein geiziger Blick die Orangen zu zählen schien. Ohne sich seiner Handlungsweise klar bewußt zu werden, ging Vater Barret nach dieser Richtung, um zu sehen, ob der Teufel wohl gefällig genug war, ihm den Mann in den Weg zu führen, der ihn ins Unglück gebracht hatte.

Da er sich nur sehr schlecht auf seinen Beinen halten konnte und oft stehen blieb, um sein Gleichgewicht wieder zu gewinnen, so brauchte er zwei geschlagene Stunden, ehe er den Ort erreichte; als er angelangt war, hatte der Branntwein ihm so den Verstand verwirrt, daß er sich gar nicht mehr erinnerte, was er hier eigentlich wollte. Vor Mattigkeit zusammensinkend, ließ er sich auf ein Hanffeld am Rande der Landstraße niederfallen. Schon nach einigen Augenblicken schlief er, und unter den grünen, geraden Stengeln ließ sich sein dumpfes Schnarchen vernehmen.

Als er erwachte, ging der Tag fast schon zu Ende. Er fühlte eine Schwere im Kopfe, Summen in den Ohren und einen schrecklichen Geschmack in seinem verpappten Munde. Wo war er denn? Warum lag er in einem Hanffeld? Dann stellte sich plötzlich das Gedächtnis wieder ein; seine angeborene Ehrlichkeit empörte sich, und er schämte sich seiner Erniedrigung. Er bemühte sich, wieder auf die Beine zu kommen und wollte fliehen. Während er sich aufrichtete, steckte er den Kopf zwischen die grünen Stengel und bemerkte am Ende des Weges, schon ziemlich nahe, einen kleinen Menschen, der ganz in seinen Mantel eingehüllt langsam näherkam.

An diesem Abend hatte Don Salvador lange gezögert, bevor er ausgegangen war. Im Grunde genommen war ihm die Geschichte mit dem Vater Barret etwas peinlich. Die Sache war so frisch, und die Huerta so heimtückisch! Doch würden andererseits die Spitzbuben nicht seine Abwesenheit benutzen, um sich zu seinem Schaden zu bereichern? Da der Garten schließlich von dem Gehöft, wo die Ermision stattgefunden, weit entfernt lag, so hatte der Geiz über die Furcht den Sieg davongetragen.

Beim Anblick des Wucherers geriet Barrets Blut in Wallung; sein ganzer Mauth packte ihn plötzlich auf das heftigste, und in seiner Wut empfand er eine gebieterische Mordlust. Ach ja! man mochte sagen, was man wollte, der Teufel war gut, denn er führte ihm den Mann in den Weg, den er seit gestern zu treffen wünschte! Er sah rot und sprang von dem Hanffeld, mit der Sichel in der Faust, auf den Weg.

Don Salvador wurde erst blaß und dann grün; seine Zähne klapperten; der Mantel glitt ihm von den Schultern, und er erschien schwächlich, schwächlich und zittrig in seinem alten, abgeschabten Rock; eine Menge schmutziger Tücher hatte er um den Hals gewickelt. Barret berührte ihn fast, und die Flucht war unmöglich; denn ein tiefer Kanal begrenzte die andere Seite des Weges. Das Entsetzen des Wucherers war so groß, daß er diesen Dämon mit dem roten Gesicht, der ihm mit dem Stahl vor den Augen herumfuchtelte, im kastilianischen Dialekt zu bitten begann.

„Barret, mein Kind!“ rief er mit zitternder Stimme,

Während ihm die Beine bebten. „Die Geschichte von gestern ist ja nur ein Scherz. Rege Dich nicht auf! Ich wollte Dir nur Furcht einjagen, nichts weiter. Ja, ja, Du sollst ja den Hof behalten. Komm' morgen zu mir, wir werden darüber sprechen. Du kannst mir bezahlen, wann Du willst.“

Dabei neigte er seinen Körper, um den Streichen der blitzenden Sichel auszuweichen, in der sich ein schräger Sonnenstrahl brach. Gleichzeitig sah er sich nach einem Wege um, auf dem er entfliehen konnte. Doch sein Feind hatte ihn an den unüberschreitbaren Kanal gedrängt.

„Lügner, Lügner,“ heulte der andere, mit einem Hyänenlachen, bei dem er seine scharfen, weißen Zähne zeigte.

Und der Bauer schwang sein Werkzeug nach rechts und links, um den richtigen Moment abzupassen und an der richtigen Stelle zu schlagen, während sich der Wucherer mit zurückgebogenem Körper mit seinen mageren Händen, die er ängstlich vorstreckte, zu schützen suchte.

„Barret, mein Kind! Aber was soll denn das heißen, sende doch die Waffe, viele nicht so! Du bist ein ehrlicher Mann, denke an Deine Töchter. Ich wiederhole Dir, es war ein Scherz. Komm' morgen! ich werde Dir die Schlüssel zurückgeben. Au . . .“

Das Geheul eines verwundeten Tieres! Die Sichel hatte eine dieser zudenden Hände abgemäht; die Hand blieb mit Sehnen und der Haut am Gelenk hängen, aus dem roten Stumpf schoss ein Blutstrom auf und bespritzte mit einem warmen Regen Barrets Gesicht.

Don Salvador wankte auf seinen Beinen; doch bevor er noch zur Erde fiel, schnitt die wagemutige, geschwungene Sichel die dicke Hülle der Halstücher durch und machte in den Hals einen tiefen Einschnitt, der den Kopf fast vom Rumpfe trennte.

Der Körper fiel rückwärts in den Kanal, die Beine blieben auf der Böschung, von dem heftigen Zittern bewegt, das erwürgte Tiere zeigen, der Schädel sank in den Schlamm, und das ganze, durch die gähnende Bresche strömende Blut färbte das Wasser rot, das, eine Minute aufgeregter, gleich darauf wieder friedlich mit sanftem Murren in der Abendstille weiterfloss.

Der Mörder stand unbeweglich, wie betäubt, am Rande des Kanals. Was dieser Schuss für eine Menge Blut hatte! Dann aber packte ihn plötzlich das Entsetzen; er fing an zu laufen, als fürchte er, in einer Ueberjährenung dieses roten Blutes zu ertrinken, und verschwand im Dunkel.

Es war noch nicht vollständig Nacht, da hatte sich die Nachricht des Mordes, die wie eine Kanonenkugel einschlug, bereits bis zu den äußersten Enden der Ebene verbreitet. Hat man jemals die heuchlerische Bewegung und das fröhliche Schweigen beobachtet, mit dem ein Volk den Tod des ihn knechtenden Mächtigen aufnimmt? So beweinte auch die Bevölkerung der Huerta den Tod eines Wucherers. Alle ahnten, daß der Vater Barret bei dieser Angelegenheit die Hand mit im Spiele hatte. Doch keiner sprach ein Wort. Die Hütten hätten ihm gern geheim Zuflucht eröffnet, die Frauen ihn unter ihren Röden versteckt.

Der Mörder war, als er sein Verbrechen begangen hatte, planlos und willenlos in der Ebene herumgestreift; er wich jeder Begegnung aus, legte sich platt auf den Bauch hinter den Böschungen schlafen, kauerte sich unter den kleinen Brücken nieder und lief querfeldein, sobald die Hunde heulten. Am nächsten Morgen fand ihn ein Feldhüter schlafend in einer Scheune und führte ihn nach Valencia ins Gefängnis.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus den Schreinsbüchern Kölns.

Nach dem Fall des Römerreichs wurden die Städte westlich des Rheins und südlich der Donau zu Dörfern. Nochten auch einzelne, wie die Bischofsitze, wirtschaftlich als Städte fortbestehen, rechtlich wurden sie der Gauverfassung eingegliedert. Aber auch dort, wo das Leben des Kleingewerbes sich erhielt, gewann die Stadt ihren Gesamtcharakter aus den agrarischen Verhältnissen der beginnenden Feudalzeit. Ein sprechendes Beispiel hierfür ist der Ort, der später als der bedeutendste von ganz Westeuropa seinen Handel weit über die Grenzen des alten Germanien trug und Jahrhunderte hindurch den Knotenpunkt des gesamten Europaverkehrs bilden sollte — Köln am Rhein.

Die Normannenzüge hatten auch die einstmalige Ubiertolonie hart mitgenommen und sie in einen förmlichen Trümmerhaufen

verwandelt. Eine neue Stadt erwuchs dann auf diesem Schuttlager, welches in einer Höhe von mehr als einer Schachtel auf das römische und fränkische Köln sich aufgerichtet hatte, finden sich doch die Ueberbleibsel der römischen Kolonie in einer Tiefe von 10—15 Fuß unter dem heutigen Straßenniveau. Das Stadtbild des nachfränkischen Köln zeigt sich wesentlich vom Hofsystem beherrscht, wie es damals das hauptsächlichste Kennzeichen des wirtschaftlichen Lebens geworden war. Wohl lagen innerhalb der ältesten Ringmauern meist nur kleinere „Erben“, zu Wohnung, Garten und Gewerbebetrieb bestimmt. Vor den Mauern aber zogen sich größere Gehöfte hin, die mit ihrer ursprünglichen Abgrenzung teilweise in die fränkische Zeit hinaufreichen. Zur eigentlichen Immunität, zum selbständigen Steuer- und Gerichtsbezirk, brachte es nur der Hof des Bischofs. Trotzdem hat das Hofsystem die spätere Entwicklung des Gemeinwesens unerkennbar beeinflusst. Der Herausbildung der Immunität stand das in Köln geltende Güter- und Erbrecht entgegen, das Teilung, Verkauf, Verschönerung und Verpfändung von Grundbesitz gestattete. Das Hofgut brauchte nicht ungeteilt bei derselben Familie zu verbleiben. Manche der alten Höfe, die sich als „Ansiedel“, wie es in den stadtkölnischen Urkunden heißt, im Eigentum vornehmer Familien befanden, fielen so der Zerstückelung anheim, während auf der anderen Seite Erbschaft und Kauf neue Hofgüter entstehen ließen. Sehen wir im Anfange fünfzehn Höfe, deren Inhaber die Schöffenbarkeit besaßen, so treten zu diesen im Laufe der Zeit weitere dreißig. Diese 30 neuen Hofbezirke gehen offenbar auf Teilungen und Abspaltungen der alten Haupthöfe zurück. Ihre Gründer sind nach der Kolhöfischen Chronik „von auswärtiger Herrschaft“ hergekommen und haben sich „binnen Köln mit den fünfzehn alten römischen Geschlechtern durch Verheiratung verbunden“. In diesen 45 Familien dürften wir den Kern der späteren stadtkölnischen Geschlechter zu finden haben; die Grundlage ihres Reichtums war der Grundbesitz.

Nachmals vermehrte sich die Zahl der Hofgüter noch weiter. Jedenfalls sind im Laufe der Zeit so viele Höfe entstanden, als besondere Geschlechter in der Geschichte Kölns benannt sind. Eine Reihe von Nachbarhöfen tat sich vielfach zu sogenannten Bauerbänken zusammen. Als solche handhabten sie die niedere Polizei bei Forstfreveln, Flurbeschädigungen und anderem. Weit wichtiger als die Bauerbänke ist die Schöffenbrüderschaft. Nach germanischem Recht waren Freiheit und Grundbesitz von jeher die Voraussetzung des Schöffentums. So schlossen sich jene Familien und ihre Nachkommen zu einer besonderen Körperschaft zusammen. „Stolz auf ihre Abstammung von den ersten freien fränkischen Eroberern betrachtete sie sich als die Korporation, die das hergebrachte Recht zu schützen, die angestammten Wohnheiten zu bewahren und die Schöffenstühle zu besetzen berufen sei“. Als Kern der Geschlechter und in ihrer engen Verbindung mit der späteren Kaufmannsgilde drängen sie das Bischofsregiment zurück, um dann bis zum Siege der mittelalterlichen Demokratie, der Pünfte, das reaktionärste Element der Stadtgemeinde zu werden. Jedes Eindringen Unfreier in ihre Reihen suchten sie zu hindern und alles abzuwehren, was geeignet schien, den Grundbesitz aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen. Was zunächst ihr Vorteil war und die Grundlage ihrer Stadtherrschaft bildete, die mit der lokalen Marktentwicklung parallel laufende Entwicklung der Grundrente, begründet nachmals ihren Niedergang. Schon der Einfluß des Erbrechts würde den Fortbestand eigentlicher Hoffamilien mit geschlossenem Produktions- und Konsumtionskreis verhindert haben, hätte nicht die Zusammendrängung vieler Höfe in einen engen Stadtraum auf die Herausbildung eines geordneten Austauschsystems nachhaltig hingewirkt. Um so mehr, als neben den Laien auch die Kirche als Hofbesitzerin auftrat. Der Höfe, die sich als Kloster-, Stifts-, Pfarrei- und Kapittelgüter in der toten Hand befanden, gab es in Köln eine sehr große Zahl. Schließlich durchschnitten infolge vielfachen Besitzwechsels die verschiedenen Hofbezirke das städtische Territorium in den krausesten und verworrensten Linien, und am Ende der Zeit der Frankenkaiser finden wir als Eigentümer auswärtige Grafen und Herren, bischöfliche Ministerialen und kirchliche Institute neben stadtkölnischen Familien verzeichnet.

Die Beweglichkeit des Bodeneigentums konnte der Kirche nicht unwillkommen sein, da Erbteilungen ihren Besitz niemals verkleinerten. Auch das geschah aus kluger Berechnung, wenn sie den Uebergang von der Hörigkeit zur persönlichen Freiheit in den Städten unterstützte. Dem Hofsystem entsprach es, wenn Flurbestellung und Handwerk im Rahmen des Hofes von Hörigen desselben Hofes betrieben wurden. So war es auch in Köln der Fall gewesen. „Solche Hörige hatten teilweise als Hausgenossen die Kleidung ihrer Herren getragen und deren Hof genossen, oder sie hatten auf des Herrn Grundbesitz mit den Geräten desselben gegen bestimmte Reichtnisse und Verpflichtungen selbständigen Hausstand geführt, oder als hörige Höder die Erzeugnisse ihrer Herrschaft durch Detailhandel vertrieben“. Gerade die räumlich gedrängten Verhältnisse der Stadt konnten das geschlossene Hofsystem niemals zur vollen Geltung kommen lassen. Der Handel mußte die Konkurrenz entwickeln und die Gutsherren selbst in manchen Fällen an Stelle der Eigenproduktion auf den billigen Einkauf verweisen. Die persönliche Geschicklichkeit des Handwerkers gewann erhöhte Bedeutung und verschaffte ihm die Möglichkeit und die Erlaubnis, für andere zu arbeiten und fremde Aufträge auszuführen. Damit begannen die Bande der persönlichen Verpflichtung sich zu lösen; das entstehende Wohnheitsrecht, in höherem Maße für andere zu arbeiten

dem für den eigenen Herrn, mehr aus fremdem Erwerb der Unterhalt zu bestreiten denn vom Gutshof, dem der Handwerker zugehörte, mußte schließlich zur vollen Freiheit führen. Hatte ein Höriger Jahr und Tag in der Stadt gelebt, ohne daß der Herr ihn reklamirte, so stieg er aus dem Stande eines libertus aus in den der Censualität, ward er aus einem Hörigen ein Zinsiger im Sinne des Stadtrechts und damit tatsächlich ein freier Mann. Der Grundsatz, daß die Freiheit durch Grundbesitz bedingt sei, ward so durchbrochen. Um sich aber gegen Reklamationen seitens ihrer früheren Herren zu sichern, begaben viele sich in die Wachsinsigkeit der Kirche. Die letzte bekannte Nachricht von Eigenhörigkeit in Köln stammt nach Ennens Geschichte dieser Stadt aus dem Jahre 1255; „am 5. Mai dieses Jahres ließ der Graf Wilhelm von Jülich einen ihm eigenen Mann in der Domkirche über dem Altare des h. Petrus frei und machte ihn dem Domstifte wachszinspflichtig“. Die Wachszinsigkeit erinnerte zwar an die Hörigkeit: die Mitglieder wachszinsiger Familien hatten jährlich zwei, bei der Verheiratung sechs Denare an die Kirche zu entrichten. Immerhin sicherte sie vor dem Rückfall in die eigentliche Hofhörigkeit und gewährleistete die volle Erwerbsfreiheit.

Die Grundherren selber mußten sich mit dieser Entwicklung um so eher abfinden, als die veränderten Verhältnisse ihnen die Handhabe boten, die ursprünglich auf der Person ruhende Servitut der Hörigkeit zu ihrem größeren Vorteil in dingliche Lasten zu verwandeln. Früher schon hatten einzelne Gutsbesitzer auf ihren Höfen Häuser errichtet und sie ihren Hörigen gegen Jahres- oder Erbzins und die Gewähr größerer Erwerbsfreiheit abgelassen. Andere traten von ihrem liegenden Eigentum Parzellen zum Bau von Bohnstücken ab, gleichfalls gegen Entrichtung einer bestimmten Grundfahr. Den Zins, den einsetzt die Person in eigenhändigen Diensten leistete, zahlte sie jetzt als Nießbrauch der Sache. Ursprünglich hieß der so zu entrichtende Betrag, den Ursprung deutlich aufweisend, Hofzins. Er ward in erster Linie für solche Häuser gezahlt, deren Grundstück der Abpfand eines Hofgutes war. Je nach der Größe des Platzes schwankte er zwischen 2 und 8 Denaren. Manchmal ward bloßer Hofzins, manchmal aber außer diesem noch ein höherer Erbzins entrichtet. Später verlor sich der Charakter der eigentlich hofrechtlichen Last und damit der Name des Hofzinses, um ganz der Bezeichnung Erbzins Platz zu machen. Zur selben Zeit ging das Immobilien völlig in das Eigentum derer über, die den Erbzins zu entrichten hatten; damit war dann der Erwerb des Verkaufsrechts verbunden. Bei eintretendem Besitzwechsel mußte an den Empfänger des Erbzinses durchweg ein besonderer Betrag, die sogenannte „Vorheuer“ (Vorhure), entrichtet werden. Die am häufigsten in Köln vorkommende Reallast bildete der Erbzins, bis auch dieser zuletzt nach dem zehn- oder fünfzehnfachen des Werts abgelöst werden konnte. Die ersten Ablösungen des Erbzinses scheinen im 13. Jahrhundert erfolgt zu sein. Manchmal ward ein Teil des Hauszinses abgepfiffen oder bis dahin zinsfreie Häuser mit einem Erbzins belastet zugunsten einer Kirche, zu wohltätigen oder sonstigen Zwecken. Diese Lasten tragen jedoch weniger Zins- als Rentencharakter und werden vielfach auch als reddaus, als Renten bezeichnet. „Sie erscheinen als ein unabhängig vom Gute vererbliches, veräußliches, verpfänd- und teilbares Eigentum.“ Die Rente leitet zu den Anfängen der Hypothek über. „Scharfer tritt der Charakter der eigentlichen Rente da hervor, wo ein Eigentum mit einem bestimmten Geldkapital belastet und wo der Besitzer des fraglichen Eigentums den Zins für das Kapital bis zur Erledigung desselben bezahlen muß.“ So warf nach dem Schreinsbuch vom Jahre 1280 der Bürger Gerard Scherzgin für seine Tochter Gudekadis ein Heiratsgut von 200 Mark Kölner Währung aus; 140 Mark zahlte er bar, den Rest wies er als Jahresrente von 15 Mark auf drei Häuser an mit der Bestimmung, daß die Besitzer der Häuser die Last jederzeit gegen Erlegung eines Kapitals von 150 Mark abstoßen könnten.

Bei der Ausbildung des Lehnwesens hatten viele erbzinsige Häuser den Charakter von Lehen angenommen. An ihnen vorzugsweise bildete sich bei der Verpfändung des Lehnrechtes Zeit- und Erbpacht heraus. Rückfall des Eigentums an den Herrn, Verzugszins und hohe Konditionalstrafen waren die gewöhnlichen Mittel, den Pächter zur pünktlichen Zinszahlung anzuhalten. Bei den wenigsten Häusern Kölns, welche im 13. Jahrhundert als zinspflichtig erscheinen, läßt sich feststellen, ob die Zinspflicht „auf hofrechtlichem Bedürfnis oder freiwilliger Belastung beruht, oder ob sie als Pachtpreis für ein hergeliebtes Eigentum anzusehen ist. Vor und nach wurde der größte Teil des gesamten kölnischen Besitztums in die Zinspflicht verstrickt.“ So waren dem Spital zum hl. Geist 250, dem Dom 150, dem Stift St. Cunibert 50 Häuser, Gärten, Keller und Verkaufsläden zinspflichtig. Bei den erbzinsigen Häusern verlor sich das Eigentumsrecht des Besitzers schließlich völlig, indem der Zins den Charakter der kapitalisierbaren und damit unlöslichen Rente annahm. Bei der Zeitpacht war das weniger zu befahren und dies ist der Hauptgrund, daß sie zuletzt die vortrochende Form der städtischen Hausleihe geworden ist. Neben der Zeitpacht entwickelte sich dann die Pfandleihe. Wer einem Geldbedürftigen die gesuchte Summe Geldes vorschob, ward für die Dauer der Verpfändung in den Besitz des Hauses gesetzt. Der Pfandzins war vielfach ein ausgesprochener Wucherzins. Eine Summe von 8 Mark trug z. B. in weniger als einem Jahre Leihfrist einen Zins von 3 Mark. Meist jedoch benutzte der Verleiher das Immobilien, und der Zins galt als Pachtgeld. Ward die Lei-

summe zur festgesetzten Zeit zurückgezahlt, so räumte er das Haus; im anderen Falle verfiel ihm das Objekt zum Besitz.

Diese Entwicklung der städtischen Grundverhältnisse vollzog sich an und mit der wirtschaftlichen Umwälzung innerhalb der Stadt in gleichem Maße, wie Handel und Handwerk erwachsen. Grundzins und Hausrente bilden die Grundlage jenes Geldkapitals, das zunächst im Handel Anlage suchte und in der Gilde der Kaufleute seine berufsmäßige Vertretung fand. Das Gesagte läßt es verstehen, wenn wir die Weinbrüderschaft, den kapitalträchtigsten Teil der Kölner Grundbesitzer, und die Richter-, die Reichsreche, die sich entsprechend der gewaltigen Bedeutung des Kölner Transit- und Ueberseehandels von der Gilde abhänd, zuletzt auf das engste verbrüderet und verchwägert sehen. Sie sind die Träger des Geschlechterregiments. In dem Maße aber, wie das Handwerk von der wirtschaftlichen und politischen Freiheit zur Ablösung und Kapitalisierung der Hauszinsse fortschreitet, zeigt sich auch das Erstarken der Zünfte, bis sie in schweren Kämpfen die Niederreche niederringen und in der Stadtverwaltung sich die Klinke sichern, die Markt- und Grundpolitik zu ihrem ausschließlichen Vorteil zu gestalten. —

H. Laufenberg.

## Kleines feuilleton.

er. Das Feingefühl. Frau Berner war einfach außer sich; sie riß an der Zeitung, daß sie knitterte, und wenn sie die Tasse hob und niederlegte, klirrte der ganze Kaffeetisch.

„Aber Annie, beruhige Dich doch“, suchte ihr Gatte zu begütigen.

Sie warf ihm einen empörten Blick zu: „Beruhigen? Ueber solche Frechheit soll ich mich beruhigen? Nun ja, freilich, was ist denn auch passiert? Für Dich natürlich gar nichts. Ihr Männer seid ja alle so.“ Sie lachte nervös und wandte sich hastig dem eintretenden Dienstmädchen zu: „Haben Sie nach dem Kontor telephoniert? Ist mein Kesse schon da?“

„Der junge Herr ist eben gekommen, gnädige Frau. Sobald er die Post durchgesehen hat, wird er herankommen.“ Das Mädchen räumte das Geschirr zusammen und ging.

Frau Annie trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte, ihre Stirn lag in vielen Falten, sie grollte vor sich hin: „Mir solch eine Person in die Theaterloge zu schicken, wo alle Welt weiß, daß das meine Plätze sind! Er hat mich direkt beschimpft vor meinen Bekannten. Ich werde ihm ja aber auch meine Meinung sagen. Wo willst Du denn hin?“

„Ins Kontor. Es ist gleich neun Uhr, da muß ich wohl runter.“

„Na gewiß doch, muß! . . . Als ob der Chef schon in aller Frühe da sein muß! Sonst gehst Du erst um halb zehn runter, aber heut', wo Du mir beistehen sollst, muß es natürlich um neun sein.“

„Muß es auch wirklich!“ Er lächelte ironisch. „Gehab' Dich wohl, Annie, hoffentlich geht es Dir heut' mittag besser.“ Mit einer spöttischen Verneigung zog er die Portieren hinter sich zu.

„Ach, Du!“ Mit einem ersticken Wutschrei ballte sie die Faust hinter ihm her, dann setzte sie sich plötzlich kerkzengrade, von der anderen Tür klang ein bescheidenes Klopfen. Sie sagte scharf: „Herein!“

Ein junger Mann trat auf sie zu, ehrerbietig suchte er nach ihrer Hand, um sie zu küssen. „Guten Morgen, Tante, Du hast mich ruhen lassen.“

Sie zog ihm die Hand fort und lehnte sich zurück, ihre Augen sprühten. „Ich bin außer mir, Gustav. Das ist ja einfach eine Unverschämtheit von Dir. Ich weiß nicht, was Du Dir eigentlich gedacht hast und . . .“

„Ja, aber, Tante . . .“ Sein hübsches Jugendgesicht sah ganz verdutzt drein. „Tante . . . was denn?“

„Du nicht auch noch, als ob Du es nicht weißt . . . Du bist ein ganz taktloser Mensch!“ Frau Annie schrie ihn an: „Wie kannst Du mir solche Person in meine Loge schicken, so'n Ladenmädchen oder was sie war! Hast Du denn gar kein Feingefühl?“

„Ach so!“ Es ging ihm ein Licht auf. „Ja, Tanten . . .“

„Widerspruch nicht noch! Ich hab' Dir das Billett hinuntergeschickt, weil mein Mann nicht mitkommen konnte; natürlich denke ich, Du gibst es Deiner Schwester. Und dann kommt mir da solch Mädchen an — solch . . .“

„Na Tante, ich hoffe, sie hat sich anständig betragen, und . . .“

„Ach was, anständig! Natürlich hat sie sich anständig betragen. Was soll sie's sonst tun? Aber der Aufzug! Nicht mal richtig frisiert! Nicht mal 'ne seidene Bluse! Baumwolle Handschuh! . . . Wer war denn das Frauenzimmer eigentlich?“ Sie lehnte sich erschöpft zurück und schloß die Augen.

In Gustavs Gesicht schob eine dunkle Wolke, er fuhr auf: „Frauenzimmer? Na, erlaub mal, Tante, einem Frauenzimmer hätte ich das Billett nicht gegeben. Grete konnte das Billett nicht benutzen, da dachte ich, verfallen soll es nicht, und die kleine Herling hat so niemals ein Vergnügen; warum sollte man es ihr also nicht mal gönnen. 'n ganzen Tag steht das arme Wurm im Warenhaus und verkauft.“

„Also 'ne Verkäuferin! Ich hab' richtig geraten!“ Frau Annie fuhr wieder in die Höhe. „Und so was schickst Du mir in meine Loge! Gustav, hast Du denn wirklich kein Taktgefühl? 'ne Verkäuferin in meine Loge, wo alle Welt im Theater weiß, das ist

Die Loge vom Fabrikbesitzer Werner! Womöglich hat sie noch jemand erkannt, Frau Fromm sah ohnehin so höhnisch herüber, die hat sie womöglich mal bedient. Nein, ich bin a'ber mir. . .  
 „Ach na, aber Larre! Es ist ein anständiges Mädchen. Und denn um Frau Fromm. . .“ Er lachte auf. „Die hat doch wohl die wertigste Ursache, die war ja selber mal Verkäuferin, und ihr Benehmen jetzt ist auch nur sofo. . .“  
 „Ach was, Benehmen, und was sie gewesen ist!“ Frau Annie schlug mit der Hand auf den Tisch. „Jetzt ist sie vor allen Dingen die reiche Frau Fromm und gehört zur Gesellschaft! Aber so was wirft Du wohl niemals begreifen, Gustav. Nein, Gustav, Du bist kein feinfühligter Mensch!“ —

en. **Trockenmisch.** Ueber die einzelnen Verfahren zum Trocknen von Milch und ihre Verwandlung in Pulverform ist während der letzten Jahre manches veröffentlicht worden, ohne daß man in weiteren Kreisen zu einer rechten Aufklärung über diese neuartige Industrie gekommen wäre. Dazu gibt jetzt eine Zusammenfassung Gelegenheit, die Seligmann im „Gesundheits-Ingenieur“ veröffentlicht hat. Von einer brauchbaren Trockenmisch wird verlangt, daß sie aus Naturmilch gewonnen ist, in der Zusammenfügung dieser völlig gleicht und bei der Vermengung mit Wasser eine Flüssigkeit ergibt, die sich von der Naturmilch nicht unterscheiden läßt. Die Präparate, die bis zum Anfang des vorigen Jahres hergestellt wurden, vermögen diesen Bedingungen noch nicht zu entsprechen. Die ältesten Mittel zur Herstellung von Trockenmisch bestanden im Eindampfen der Milch an offener Luft. Bei einem anderen Verfahren wurde die Milch in dünner Schicht auf große Heizflächen verteilt und durch heiße Dämpfe getrocknet, wobei die Wasserdämpfe durch Fächer abgesogen wurden. Der schwerste Uebelstand der auf solche Weise gewonnenen Trockenmisch besteht darin, daß die darin enthaltenen Eiweißkörper sich durch die Hitze verändert haben und sich nun nicht mehr lösen lassen. Auch das Fett geht nicht mehr in die wiederhergestellte Flüssigkeit ein, sondern setzt sich auf deren Oberfläche ab. Sogar der Milchzucker und die Aschensalze sind soweit beeinträchtigt, daß die aus getrockneter Milch hergestellte Flüssigkeit nicht mehr das Aroma frischer Milch besitzt. Nach al dem war an einen Erfolg der Industrie nicht zu denken. Es mußte zunächst darauf ankommen, das Trocknen der Milch bei weniger hohen Temperaturen zu erreichen. Das gelang bereits vor etwa 15 Jahren, ohne daß jedoch eine wirkliche Löslichkeit des Eiweißes erzielt werden konnte. Knoch versuchte es mit der Anwendung nicht zu starker Erhitzung auf eine kurze Zeit. Er stellte einen Apparat her, bei dem eine Heiztrommel im luftverdünnten Raum in die flüssige Milch eintaucht und sich danach mit einer dünnen Schicht überzieht, die dann ganz plötzlich getrocknet wird und eine zerreibliche Haut liefert. Bei diesem plötzlichen Trocknen geriet das Milchpulver in der Tat löslich und wurde daher brauchbar. Nun aber lag der Fehler wieder darin, daß sich der Apparat nicht für die praktische Einführung eignete. Auch weitere Verbesserungsversuche haben nicht viel daran geändert. Ein wesentlicher Fortschritt wurde erst durch das Verfahren von Wimmer in Kopenhagen erzielt. Dabei wird die Milch in einem Vacuum-Apparat bei niedriger Temperatur fortwährend umgerührt, bis sie sich in eine krümelige Masse verwandelt. Dann kommt sie aus dem Apparat heraus und wird an der Luft unter weiterem Umrühren getrocknet, schließlich ganz fein zerrieben. Das gewonnene Pulver ist leicht löslich, aber noch immer nicht einwandfrei, weil sich das Fett abscheidet und Geruch und Geschmack noch zu wünschen übrig lassen! Die besten Erfolge haben bisher die Versuche von Just und Hatmaker erzielt, die auch bereits fabrikmäßig verwertet werden. Die Milch wird dabei auf zwei Trockenschichten verteilt, die außen auf mehr als hundert Grad erhitzt sind und sich infolge einer schnellen Drehung mit einer festen Milchschicht überziehen. Diese wird durch Messer als einheitliches Blatt abgestoßen und fällt in einen darunter befindlichen Kasten. Die Blätter brauchen dann nur noch gepulvert zu werden, um die sogenannte Trockenmisch zu geben. Der ganze Vorgang vollzieht sich in einer knappen halben Minute. Die Maschine erfordert für Magermilch 8 und für Vollmilch 2½ Pferdestärken, verarbeitet täglich 3000 Liter Vollmilch und liefert 390 Kilogramm Milchpulver. Die Verwertung von 1 Kilogramm Vollmilch stellt sich auf etwa 10, von 1 Kilogramm Magermilch auf 2—3 Pfennig. Die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Güte dieses Milchpulvers sind günstig ausgefallen, so daß man es als Milchersatz ansehen kann. —

**Theater.**

Königliches Schauspielhaus. Maria Magdalena. Bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich Hebbel. — Die Darstellung von Hebbels bürgerlichem Drama im Schauspielhaus war ausgezeichnet. Sie wirkte mit gleicher oder noch größerer Kraft als die des „Deutschen Theaters“, in der Irene Trielich vor einem Berliner Publikum die erste Probe ihrer glänzenden Künstlerschaft ablegte. — Der Vester, der von Pfizen und Hauptmann herkommt, an ihnen sein Gefühl für das, was heute als dramatischer Naturalismus gilt, gebildet hat und unwillkürlich diesen Maßstab anlegt, wird sich schwer einkleben in das Stück. Wir sind den knappen Dialog gewohnt, der uns das Innere der Charaktere und die wechselnden, durch die jeweilige Situation bedingten Regungen schmutlos, möglichst der Alltagsprache angepaßt zum Ausdruck bringt; die wortreiche Reflexion,

die Silberzier der Rede, ja der Monolog schlechthin sind uns verdächtig als eine Einmischung, ein Hineinsprechen des Dichters in eine Szenenfolge, die mit dem ungebrochenen Schein eines wirklichen Geschehens sich vor uns abrollen sollte. Hebbel ist fern von solcher Zurückhaltung, er läßt seine Personen da, wo er ihre geheimen Empfindungen im Dialog nicht mitteilen kann, ruhig bei Seite sprechen, wendet den Monolog im reichsten Maße an — auch die Dialoge sind bei ihm oft nur ein lose in die Form des Zwiegesprächs gekleideter Monolog —, er schiebt Betrachtung auf Betrachtung in die Rede und verleißt ihr durch die quellende Fülle der Gleichnisse das Gepräge seiner eigenen, jede Reflexion ins Bildliche umfingenden Dichterphantasie. Das wirkt wunderbar in der Figur des Meisters Anton, in dem bei aller engherzigen Verbitterung ein Gang zum grübelnden Philosophieren steckt. Hier durchdringen sich Gedanke und Bild zu vollkommener Einheit, und die tief sinnige Sprache, so weit sie sich von dem Akzent des Alltags entfernt, gibt, steigend und konzentrierend, wie es die Technik des modern-naturalistischen Dialogs kaum vermöchte, die Art des Mannes wieder. Aber dasselbe gilt nicht in gleichem Maße für die anderen Gestalten, da stört bei der Lektüre vielfach der Kontrast des gehobenen Stils und der schlichtbürgerlichen Wirklichkeit, zu deutlich hören wir die Stimme des Dichters heraus, und an manchen Stellen klingen Töne, die an die Rhetorik in des jungen Schiller bürgerlichem Trauerspiel „Kabale und Liebe“ gemahnen, mit an. Auch in den Voraussetzungen und dem Gange der Handlung erscheint manches bedenklich, konstruiert. Klara, die aus Liebe zu dem Vater, um ihm, dem wütenden Fanatiker kleinbürgerlicher Respektabilität den Anblick ihrer Schande zu ersparen, in den Tod geht, soll nach Hebbel den Fehltritt nicht in übermächtiger Leidenschaft begangen haben, sondern aus lässiger Nachgiebigkeit gegen einen ungeliebten Bräutigam. Noch mehr, sie gab sich diesem Menschen hin im Augenblick, als sie nach Jahren den unvergeffenen Jugendliebten wieder sah und in sich die alte Liebe neu erwachen fühlte. So steht die Vorgeschichte, auf die das Trauerspiel sich aufbaut, mit dem Charakter des Mädchens, wie er im Stück entwickelt ist, nicht in innerem Zusammenhange, ja widerspricht ihm geradezu. Keine Spur in ihrem Wesen gibt eine Andeutung, aus der wir eine solche unwürdige Passivität erklären könnten. Das Geschehene wird einfach als ein Fatum vorgeführt.

Aber alle diese und andere Einwendungen, die sich bei der Lektüre, den Eindruck störend, aufdrängen, treten, wenn das Werk in lebendvoller Verkörperung auf der Bühne vorüberzieht, zurück, verschwinden vor der Gewalt, mit der das Große, die Tragik dieser Dichtung, in der unmittelbaren Vergegenständlichung durch das Theater die Gemüter erschüttert. Frau Billig, das neue Mitglied des Schauspielhauses, war eine Magdalena, so schmerzreich, so wahr und innig, daß sie das Mitgefühl im tiefsten Herzen löste. Großzügig gaben sich Haltung und Gebärde, typisch monumental ein künstlerisches Bild des Jammers, das einer Dauer über den flüchtigen Augenblick der Erscheinung hinaus wert gewesen wäre. Würdig stand ihr der Meister Anton, Herr Pohl, eine mit liebevollster Sorgfalt bis in die kleinsten Züge durchgearbeitete und überzeugende Gestalt, zur Seite. Auch die kleineren Rollen waren gut besetzt, besonders ist Herr Bötker zu erwähnen, der durch die kluge Diskretion seines Spiels den schurkischen Bräutigam im Keuzeren wenigstens vermenslichtete.

**Notizen.**

- Von Gustav Frenssens „Jörn Uhl“ wurde soeben das 100. Tausend ausgegeben. —
- „Frost im Frühling“, ein dreiaktiges Drama von Leo Lenz, hatte bei der Uraufführung in Gera Erfolg. —
- Reizels Oper „Die Barbara“ errang bei der Uraufführung im Königl. Theater zu Wiesbaden nur einen halben Erfolg. —
- Wie Glossy in der „Dessert. Rundsch.“ mitteilt, erzielte Beethovens „Fidelio“ 1805 vor der Uraufführung im Wiedener-Theater ein Zensurverbot. Erst auf Einschreiten des damaligen Theaterdirektors und Librettisten vom „Fidelio“, Sonnenleithner, wurde das Werk nach einigen Abänderungen freigegeben. —
- Prof. Dr. Schöne wird sein Amt als Generaldirektor der Königl. Museen in Berlin am 1. Dezember niederlegen. —
- Auf der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Venedig wurden für 491 350 Lire Kunstwerke verkauft. Auf deutsche Künstler entfällt der Betrag von 27 143 Lire. —
- Um den Bestand der an der Elbe hausenden Viber zu verstärken, hat der Magdeburger Bezirksausfluß die Schonzeit auf das ganze Jahr 1906 ausgedehnt. —
- t. Durch die Herstellung von künstlichem Indigo ist eine der ältesten und wichtigsten Industrien Indiens aufs empfindlichste geschädigt worden und geht wahrscheinlich einer unaufhaltsamen Vernichtung entgegen. Seit zehn Jahren ist die Ausfuhr von echtem Indigo aus Indien an Wert von 70 auf etwa 11 Millionen Mark gesunken. —